



Illustriertes belletristisches Unterhaltungsblatt.

Wöchentliche Beilage zu über hundert angesehenen deutschen Zeitungen.

Expedition und Annoncen-Aannahme: Charlottenburg bei Berlin, Berlinerstr. 40. (Auch durch alle größeren Annoncen-Bureaus.)

28. Jahrg.

Des Liebsten Grab.

Jrgendwo liegt ein deutscher Held
in Frankreichs Erde,
Jrgendwo liegt ein Grab im Feld —
ob ich's finden werde?

Kann kein Kränzlein legen drauf
und hätt' ich Flügel,
Gottes Sonne geht einsam auf
über dem Hügel.

Hängt das Kränzlein an meiner Wand,
ich schau's mit Schmerzen,
aber das Kreuz steht unverwandt
in meinem Herzen. August Sturm.

Die Prachtmenschen.

Roman von H. Niehsch.

(Nachdruck verboten).

(Fortsetzung).

Die alte Dame sprang lebhaft von ihrem Stuhl auf, fiel im Gatten um den Hals und küßte ihn stürmisch.

„Ich merke, daß es wird, Hildegard,“ brummte Pracht schelnd. „Hier ist soeben ein Liebespaar geworden. Wenn

fuhr leise zurück. Da glitt lautlos ein dunkler Schatten auf sie zu. Es war Hans Willibald: „Welche gehorsamst: der Jugendwächter von Prachthof. Keinen Schritt weiter! Dort drin sitzt ein Liebespaar, das will nicht gestört sein.“

In ihrer seligen Stimmung ging Frau Pracht auf den Scherz ihres Jüngsten ein: „Welche gehorsamst: Frau Venus! Ich komme, das Liebespaar da drin zu beschützen.“

„Wenn es so ist: Frau Venus darf passieren!“

Leise schlich Hans Willibald davon, Frau Pracht pürschte sich vorsichtig an die Rückseite des Pavillons heran. Das kleine Fenster war etwas geöffnet, sie konnte durch den Spalt den Pavillon übersehen.

Trotzdem es ziemlich dunkel war, konnte Frau Pracht die weißen Gesichter der darin Sitzenden deutscherkennen. Es

„Ach Du! Du bist so glücklich. Ich halte es hier nicht aus, ich muß nach. Ich muß nach.“

„Alte! Doch Frau Pracht hörte nicht mehr. Leichtfüßig schlich sie durch den Garten davon.“

Pracht sah ihr nachschüttelnd nach: „Wenn die Liebe der Kinder schon so auf die Mutter wirkt, wie mag der Effekt dann bei den Kindern selbst sein?“

Behutsam und vorsichtig schlich Frau Pracht durch den Park. Als sie in die Nähe des kleinen Pavillons kam, der nach drei Seiten geschlossen war, aber in den Wänden runde Fenster hatte, hörte Frau Pracht ein leises „Wst!“ Sie erschrak und

waren Elenore und Hans Joachim. Jetzt hörte sie Elenore sprechen: „Es bleibt dabei, liebster Hans Jim. Wir sind einig.“ Das Mädchen neigte den Kopf zu Hans Joachim herüber. Frau Pracht hörte das leise, süße Geräusch eines Kusses.



Abmarsch neuer deutscher Truppen
von einer Station des westlichen Kriegsschauplatzes zur Kampffront.

Sie preßte die Hand auf das Herz: „Gott sei Dank!“ Dann huschte sie davon. Sie mußte dem Gatten die Frohbotschaft bringen. Doch kaum war sie ein paar hundert Schritte vom Pavillon entfernt, da hörte sie von der anderen Seite flüsternde Stimmen. Eilig trat sie hinter den gewaltigen Stamm einer uralten Buche, sie wollte nicht gesehen werden. Jetzt erkannte sie auch die Stimmen: Es waren Hilse und Serkowitz.

„Mein süßes Mädchen! Mein Liebl!“ hörte Frau Bracht den jungen Mann flüstern. Dann drang wieder das charakteristische Geräusch ungezählter Rüsse zu ihrem Versteck. Die Hauscherin kicherte leise vor sich hin: „In Brachthof scheint heute alles zu küssen. Erst die Alten und nun die Jungen. Da will ich nicht stören.“

Als die Flüsternden sich langsam entfernten, eilte auch Frau Bracht auf flüchtigen Sohlen zu ihrem Gatten.

In der Nacht ging ein heftiges Gewitter über Brachthof nieder. Der Blitz schlug in eines der Brachtschen Arbeiterhäuser, zündete, und bald stand das Haus in hellen Flammen. Von allen Seiten kamen die Arbeiter und Bauern zum Löschen herbei. Der alte Bracht war mit der Spritze des Gutshofes zuerst auf dem Platz, dann rasselte die Feuerspritze des nahen Dorfes heran. Auch Hans Joachim und Hans Willibald waren herbeigeeilt und beteiligten sich bei den Rettungsarbeiten.

„Sind die Menschen alle gerettet?“ schrie Bracht dem Dorfschulzen zu, der seine Mannschaften selbst kommandierte.

„Ja, Herr Bracht. Die Frau mußte herausgetragen werden. Sie war schon ohnmächtig. Wir haben sie einstweilen zu Limmers geschafft.“

Da gellten laute Hilferufe durch die rauchgeschwängerte Luft. Eine Frau stürzte mit aufgelösten Haaren, im Nacht-

„Blas, Reute!“ Energisch, wie auf dem Exercierplatz, rang die Stimme Hans Joachims, des Träumers. „Schulze, die Leiter her! Eine Pferdebede.“

Schnell wie der Blitz war die Leiter an das brennende Haus angestellt. Hans Joachim tauchte die Pferdebede das Wasser der Spritze und schlug sie um Kopf und Schultern.



Deutsche Soldaten bei der Holzsohle-Gewinnung.

Deutsche Soldaten sind unter Anleitung von deutschen Forstleuten mit der Schwälung der Hölzer in den Waldungen Nordfrankreichs beschäftigt. Die so gewonnene Holzsohle dient vielfach zum Heizen und Kochen in den deutschen Schützengraben.

Dann stieg er schnell und sicher die Leiter empor. Aus dem Fenster des Schlafzimmers drang bereits schwärzlicher Rauch. Eine Sekunde zögerte Hans Joachim, dann schlug er das Fenster mit der durch die Decke geschützten Faust ein und stieg in das Zimmer. Lautlos harrete unten die Menge. Es schien wie ein Alp auf der Brust. Den Ältesten ihres Gutes hatten alle lieb.

Nach langen Minuten erschien Hans Joachim Gesicht wieder am Fenster. Es war geisterbleich, die Augen quollen aus den Höhlen. Das Kind hielt er im Arm. Er winkte, denn konnte mit dem Kind nicht auf die Leiter steigen. Neben ihm züngelten bereits die Flammen, die schützende Decke rauchte.

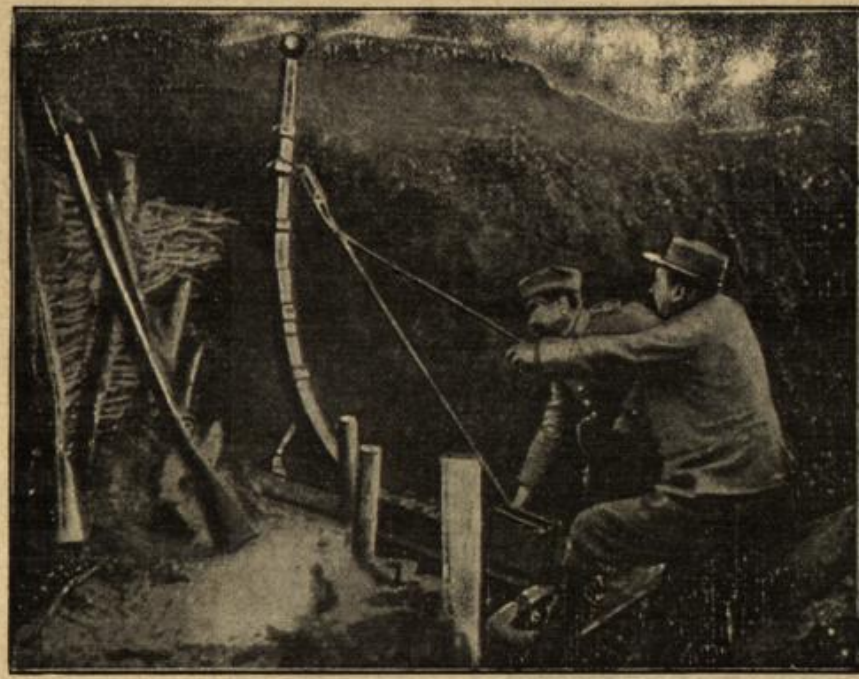
Wie ein Eichhörnchen kletterte Hans Willibald die schwankende Leiter hinauf, während die Männer unten ratlos stand und auf den Retter starrte. Der Jüngere nahm seinem Bruder das leidend weinende Kind ab, stieg behutsam die Leiter hinunter und legte es der aufschreienden Mutter in den Arm. Hans Joachim folgte langsam taumelnd. Als er wieder festen Boden unter den Füßen hatte, fuhr er wild mit den Armen in die Luft und brach ohnmächtig zusammen. Die Hitze des Rauchs und die lebenden Flammen hatten ihn betäubt.

Im gleichen Augenblick stürzte mit Donnergepolter das Dach des brennenden Hauses ein. Eine feurige Woge überschüttete die Umstehenden und beleuchtete tageshell den weiten Platz. Das Haus war nichts mehr zu retten. Man ließ es ruhig brennen und schützte nur noch die Nachbargebäude.

Frau Bracht war tödlich erschrocken, als man ihr den ohnmächtigen Sohn brachte. Doch jammerte nicht, sondern eilte geschäftig zu ihrer Hausapotheke. Außer einigen nicht gefährlichen Brandwunden an den Händen fand Frau Bracht

keine Verletzung. Nach einer halben Stunde hatten ihre Bemühungen Erfolg. Hans Joachim schlug die Augen auf: „Alles flüsterten seine Lippen. „Wie war dein Haar so golden. Aber feurige Woge wehte es um dein Haupt.“

Frau Bracht hörte ihn flüstern und erschrak bestig. „Was war das? Wer war diese Ilse? Oder war es nur Fieberphantasie?“



Französische Soldaten mit einem Katapult

der auf einen naheliegenden deutschen Schützengraben abgeschossen wird. (Nach einer französischen Darstellung).

gewand, händeringend auf Bracht zu: „Mein Kind! Rettet mein Kind! Es verbrennt.“

Hans Joachim war mit einem Satz bei der Frau: „Ist es nicht mit Ihnen aus dem Haus getragen worden?“

„Nein! Es lag in seiner Wiege in einer Ecke des Schlafzimmers. Die Männer haben es vergessen. Retten Sie mein Kind, Herr Bracht!“

Hans Joachim richtete sich hastig auf: „Du bist es, Mutter! Was war denn geschehen? Ach so, der Brand! Ist das Kind gerettet?“

„Es ist gerettet und lebt. Sorge Dich nicht, mein Junge. Gehe Dich wieder ins Kissen zurück und schlafe Dich gesund.“ „Gesund! Ja! Es ist so schwer, wenn eine Mutter ihr Kind verliert.“ Dann sank er ins Kissen zurück und fiel in einen langen, gesunden Schlaf. —

Am nächsten Morgen meldete sich Herr Rämmchen aus höflich bei Herrn Bracht. Man war noch beim Frühstück. „Lassen Sie ihn schnell eintreten, Franz. Du hast doch nichts dagegen, Mutter?“

„Nein. Ich kann Herrn Rämmchen dann gleich fragen, wie es seiner Frau und den Kindern geht.“

„Scheen kuden Morgen, meine Herrschaften. Verzeihen Sie kiedigst, daß ich Sie so früh verdrangschiere, aber es läßt mir keene Ruhe nich.“

„Guten Morgen, Rämmchen. Was bringen Sie uns? Doch hoffentlich Gutes, denn Schlechtes haben wir in dieser Nacht und heute früh schon genug erfahren.“

„Ich hab's schon gehört, Herr Bracht. Es dud mir leid, der junge Herr is doch nich verledad?“

„Nein, ich danke, es geht ihm gut. Heute soll er das Bett noch hüten, morgen wird er wieder wohlauf sein.“

„Das freid mich. Aber es dud mir leid dun, daß ich gerade wegen dem jungen Herrn komme. Ich wer's lieber auf ee andresmal verschieben, wenn Se kiedigst erlooben.“

Frau Bracht horchte auf: „Sie kommen wegen Hans Joachim, Herr Rämmchen?“

„Wenn Se kiedigst erlooben, eben wegen dem.“

„Reden Sie, bitte, Herr Rämmchen. Was gibt es? Ich will es wissen.“

„Soll ich nich lieber ee andresmal — —“

„Warum? Mein Mann und ich wir sind beide gesund und hören gern zu. Reden Sie nur, Herr Rämmchen und ohne Scheu.“

„Na, wenn Se's denn durchaus wissen woll'n, mir kann's egal sein. Ich due nur meine Pflicht, und die muß ich dun, sagde meine Frau. Die schick mich nämlich, denn ich hab' gar nichd gewußt. Aber die Weiber sin in Liebesachen immer aller wie unsereiner.“

„In Liebesachen? Wissen Sie denn etwas von unserem Hans Joachim? Schiedtes?“

„Iche nich, aber meine Frau, und Schledches is's wohl nich grade. Rämmchen, sagde meine Frau gesdern zu mir, Du habd Herrn und Frau Bracht so viel Dank schuldig. Du mußd's ihnen sagen. Das mußdel! Wenn se's vielleicht ooch anfangs nichd übel nehmen, aber Deine Pflicht mußde dun. Desderwegen bin ich nu hier.“

„Sie ängstigen mich, Rämmchen. Reden Sie endlich klar und deutlich was Sie wissen.“

„Desderwegen bin ich Sie doch hier, Frau Brachten. Mir kann doch jeth die schene Sängerin aus Dräsen bei uns wohnen, das Freilein Steinau, was aber eegendlich 'ne blige is.“

„Was ist mit der Dame? Was hat denn mein Sohn da- mit zu tun?“ Frau Bracht war erregt und ungeduldig.

„Daß Herrn Rämmchen doch ruhig und zusammenhängend erzählen, Mutter. Du machst ihn durch Deine Zwischenfragen nur verwirrt und nimmst ihm den Faden!“

„Wenn man aber so unruhig ist, Bracht. Es handelt sich um Hans Joachim.“

„Erzählen Sie weiter, Rämmchen. Meine Frau wird Sie nicht mehr unterbrechen.“

„Was also die Sängerin is — übrigens ee sehr hiebsches Freilein, da is nu nichd zu sagen, — die habd meine Frau noch ee paarimal mit Herrn Brachten zusammen gesehen.“

„Das ist nicht möglich!“

„Lasse Herrn Rämmchen zu Ende reden, Mutter. Er wird es mans keine Lügen erzählen.“

„Wo war 'ch doch gleich schdeden geblieben? Ja sol Meine Frau had die beiden schon wiederhold zusammen gesehen. Merckendendeels bromenierden se im Walde, da, wo's recht ein- Pracht war. Meine Frau dad sie da nämlich schwarze Beeren reuchen. Gestern früh hadse se wieder gesehn. Da hielt der Afse lange Herr seinen Arm ums Mädchen geschlungen und dann haben se sich geküßt. Meine Frau weech nich, wie ofd, aber's is schon 'ne ganze Menge Male gewesen.“

„Bracht, hörst Du es nicht? Warum fihst Du wie ein Stachelfisch da! Er hat diese Sängerin geküßt. Diese Theater- dame! Und Hans Joachim.“

„Was soll ich dabei tun, Mutter? Soll ich der Dame die Küsse wieder zurückgeben?“

„Bracht, ich sage Dir, mir ist nicht zum Scherzen zumute. Mir ist bitter ernst. Hans Joachim liebt also diese Person, oder richtiger, diese Person hat es verstanden, ihn in ihre Netze zu ziehen. Nun wird mir alles sonnenklar. Darum ist er jetzt so still, darum blieb ihm Elenore gleichgültig — — aber, wie wird mir denn? Alter! Gestern abend hat er Elenore geküßt. Am Morgen die Sängerin und abends die Rusinell! Versteht Du das, Bracht? Ist das unser Hans Joachim? Man möchte verzweifeln.“

„Rätselhaft ist mir die Sache allerdings auch, Mutter, aber ich bitte Dich: Nur ruhig Blut. Es muß sich alles aufklären. So ganz kann sich unser Aeltester nicht zu seinem Nachteil geändert haben. Das glaube ich nie und nimmer. Dazu denke ich zu hoch von Deinem Diebling!“

„Du hast recht, Alter, daß Du mich beschämst. Denken Sie nichts Unrechtes von unserem Sohn, Herr Rämmchen. Es wird sich schon zur Zufriedenheit aufklären. Sie halten doch reinen Mund, und Ihre Frau auch?“

„Na, aber heernse, Frau Brachten, mir wer'n doch nichd Deefes von Sie erzählen! Lieber däden mir uns die Zunge abbeißen, meine Frau und ich. Ich bin nur desderwegen gekommen, damit Sie's wissen. So meende wenigstens meine Frau.“

„Ich danke Ihnen, Rämmchen. Sie meinten es gut, das weiß ich. Essen Sie nun ein paar Bissen und trinken Sie ein Glas Wein dazu. Ich werde es Ihnen durch Franz ins Speisezimmer schicken. Kommen Sie gleich mit mir.“

„Wohin willst Du, Mutter?“

„Zu Hans Joachim. Ich muß Gewißheit haben. Die Unruhe tötet mich sonst.“

„Aber sei vorsichtig und schön, schön ruhig, Mama! Hans Joachim ist kein Kind mehr, außerdem ist er schonungsbedürftig.“

„Sei unbesorgt, Bracht. Ich bin ganz ruhig. Unheimlich ruhig. Jetzt alteriert mich gar nichts mehr. Kommen Sie, Rämmchen.“

Frau Bracht saß am Bett ihres Sohnes und hielt seine Hand in der ihren. Sie bemühte sich, ruhig, leidenschaftslos zu sein. Rämmchen war soeben bei uns, Hans Joachim. Er hat uns von Dir erzählt.“

Hans Joachim richtete die Augen forschend auf die Mutter. Er war noch sehr blaß und sein Blick war verschleiert.

„Er hat Euch von mir erzählt? Rämmchen? Was soll das heißen?“

„Er erzählte, daß Du — daß — —.“ Frau Bracht warf sich plötzlich laut aufschluchzend über das Bett des Sohnes: „Warum hast Du mir das angetan, Hans Joachim. Ich habe stets so groß von Dir gedacht, Dich mehr geliebt, als je eine Mutter ihren Sohn lieb hatte.“

Hans Joachim richtete sich im Bett auf, er war ganz faßl geworden.

„Mutter, liebe Mutter, was hast Du? Du sprichst in Rätseln und quälst mich!“

„Du hast mit der Dresdener Sängerin, diesem Fräulein Steinhausen, oder Steinau, ein Verhältnis. Frau Rämmchen hat als unfreiwilliger Zeuge gesehen, wie Ihr Euch küßt.“

„Wir haben uns lieb, Mutter, schon seit Monaten. Wenn ich es vor Dir verberg, geschah es nur, weil ich Dir nicht wehe tun wollte. Ich hoffte, Du würdest Deine Ansichten über die Angehörigen der Bühne doch ändern.“

„Diese Ansichten werde ich nie ändern, Hans Joachim. Nun schon gar nicht mehr, nachdem soeben erst eine solche Dame mir das schlimmste angetan hat, was einer Mutter geschehen kann. Sie hat mir nicht nur Deine Liebe, sondern auch Dein Vertrauen geraubt. Das vergesse ich ihr nie.“

„Du irrst Dich, Mutter.“ Hans Joachim's Gesicht wurde ernst und hart. „An Ilse hat es nicht gelegen, daß ich kein Vertrauen zu Dir hatte. Sie quält das Geheimnisvolle, das über unserer Liebe liegt, schon lange. Sie hat mich oft genug beschworen, meinen Eltern alles zu enthüllen. Du allein trägst die Schuld, daß ich es nicht tat.“

„Ich trage die Schuld? Hans Joachim, ich? Das kannst Du Deiner Mutter sagen?“

„Verzeihe mir, Mutter, aber es muß einmal gesagt werden, Du bist die vortrefflichste aller Frauen, nicht nur Deine Kinder und nächsten Angehörigen preisen Dein gutes Herz. Woher kommt nun der starre Hochmut, der in Dir gegen die armen Theatermenschen lebt? Du selbst hast durch Deine Seirats ge- zeigt, daß Du Deine Liebe über den Adel sehest!“

(Fortsetzung folgt.)

Schlachtentod.

Stimme von Alfred Mann.

(Nachdruck verboten.)

Die fahlen Strahlen des Mondlichtes drangen auch in jenes versteckte Winkeln des Schlachtfeldes, dorthin, wo zwei Schritt voneinander zwei zerschossene Menschen lagen, ein Deutscher und ein Russe.

„Wasser, Preuß, Wasser,“ brüllte der Russe in Todesangst und suchte mit zitternden Fingern vergeblich die leere Feldflasche des Deutschen zu erfassen; dann sank er kraftlos zurück.

Mehrere Minuten lang hörte man nur das rufende Geräusch eines die mageren Herbsthalme abfressenden Pferdes, wohl das des sterbenden Russen.

Plötzlich richtete sich der deutsche Feldwebel hoch, mit gläsernen, irren Augen blickte er sich um; als er den Russen gewahrte, nickte er.

„— Ja, Kamerad, ich will Dir wohl von mir erzählen, es ist nicht viel, nicht viel — wie sollte ein Oberlehrer, ein Pastorssohn —. Eine Mutter hab ich daheim —. Herrgott, ich darf ja nicht sterben —.“ Im verzweifeltsten Schmerz griff der Deutsche an seine wunde Brust und ein schwaches, röchelndes Stöhnen entrang sich seinen Lippen, während er sich zu dem Russen herumwarf, den seine brechenden Augen schon nicht mehr zu erkennen vermochten. „Ich hab auch ein schwarzes Mädchen, die Diefel, meine Braut — nein, nicht sterben — ich hab sie lieb und muß Dankesspflicht bezahlen. Ihr Vater, der Selbstmörder, half meinem einst aus großer Not. Wer soll die Tochter des Bankrotteurs heiraten, wenn nicht —.“ Der Soldat schloß die Augen, ein stetig anwachsendes, kreisendes Summen und Säusen dröhnte ihm in den Ohren. „Unfinn,“ flüsterte er, „solch ein Mädchen macht ihren Weg, sie —“

Die Lippen des Mannes schwiegen, im Geiste sah er die Gestalt eines Mädchens. Er lächelte, das Sterben war schön. Die Diefel hatte aber schwarze Haare und dieses Mädchen war ja blond — „Herrgott, nie im Leben — aber schön ist das Sterben und gut ist's auch —“

Friedlich lagen sie nebeneinander, der tote Russe und der tote Deutsche.

Das Rosenpferd weidete ruhig weiter, der Geruch von Tod und Blut war ihm längst vertraut und störte es nicht mehr.

Die alte Pastorin saß auf dem Sofa. Die Arme hatte sie auf den Tisch gelegt und den Kopf in die gefalteten Hände gestützt, aber er fand kein Gebet, keinen Gedanken, keine Träne.

Diefel hielt den Brief noch in der Hand; ratlos streichelte sie das Haar der Greisin. In ihrem guten, energischen Gesicht lag mehr Mitleid als abgrundloser bräutlicher Schmerz.

Da öffnete sich die Tür. Auf der Schwelle stand ein schlankes, blondes Mädchen mit totenbleichem Gesicht. Sie war seit Kriegsbeginn häufiger hier, die Komtesse. Wortlos setzte sie sich zur Pastorin, wortlos umschlang sie die alte Frau. Wie instinktiv erwiderte die Mutter des Toten die Umarmung und nun fand sie Tränen. Die Komtesse aber weinte nicht.

Da ging Diefel hinaus, sie fühlte, hier war sie erst die Dritte.

Der große bescheidene Junge, fern in Rußlands Erde, hätte im Leben sicherlich sich nie eingestanden, nie gemerkt, was ihm der Schlachtentod als Vision brachte.

Helle Winter Sonne drang in das freundliche Privatzimmer des großen Krankenhauses.

Die kleine Frau Oberst saß in einem Stuhl vor dem Fenster. Ihr Jüngster, ein großer, stämmiger Primaner stand neben ihr, er hatte die eine Hand zur Faust geballt, mit den Fingern der andern trommelte er nervös an der Scheibe. Schwester Frieda, die das Bett frisch bezogen hatte, entfernte sich geräuschlos.

„Mutter,“ sagte der junge Mann, sich umwendend, und seine Stimme ließ, obwohl sie halb zornig und halb bittend klang, eine große Bärtlichkeit nicht verkennen.

Die Mutter faßte des Sohnes Hand, die sie in hilfloser Angst preßte.

„Bruno, mein Junge, vor drei Wochen begruben sie in Frankreich unfern Gerhard, Deinen Bruder. Rudi liegt in diesem Augenblick auf dem Operationstische. Bruno —“ und die Stimme der kleinen Dame zitterte — „zwei Söhne habe ich dem Vaterlande geopfert, der letzte gehört der Mutter. Dich darf es mir nicht nehmen.“

Bruno wollte antworten, da wurde die Tür aufgerissen und auf der Fahrbohrte rollte man einen jungen, wackelnden

Mann herein, den zwei Krankenwärter mit größter Behutsamkeit in das Bett hoben. Der Kranke war ohne Besinnung.

Die Oberstin suchte zusammen und ging in fieberhafter Erregung auf den Arzt zu, der ebenfalls ins Zimmer trat. „Herr Stabsarzt, er hat noch beide Arme! Wäre es möglich, das Gottesglück, sollte doch noch der rechte gerettet? —“

Der Doktor betrachtete aufmerksam seine Fingerspitzen und sah dann mitleidig in das vergräunte Gesicht der alten Dame.

„Gnädige Frau, ich muß Ihnen die Wahrheit sagen. Eine Amputation ist nicht angängig, es liegt Sepsis vor. Ihr Herr Sohn wird den heutigen Tag nicht überleben.“

Die Oberstin griff, wie einen Stützpunkt suchend in die Luft. Der Arzt wollte auspringen, doch da hatte sie Bruno bereits umschlungen.

„Mutter, Mütterchen, ich bleibe bei Dir.“

Der Arzt entfernte sich, es gab ja so unendlich viel zu tun. Eine Diaconissin ließ sich neben dem Bette des Kranken nieder. Behutsam geleitete der Jüngling die Mutter zum Sessel zurück und setzte sich neben sie, indem er ihre kleinen zarten Hände fest in den seinen hielt.

Mit schmerzender Brust, aber fast gedankenlos blickte die Oberstin auf das stille Gesicht in den Kissen und fester drückte sie die Hand des Jüngsten.

Brunos Gedanken und Gefühle wirbelten wild durcheinander. Da war das Erbarmen mit der Mutter, der Schmerz um die Brüder und im tiefsten Innern eine fast zornige Vitterkeit: er sollte nicht die Brüder rächen, nicht teilnehmen an dem heiligen Kampfe.

Leise erhob sich jetzt die Schwester und deutete, zur Oberstin gewendet, auf ihren Stuhl.

„Es geht zu Ende, ruhig und schmerzlos,“ flüsterte sie. Mit zitternden Knien begab sich die alte Dame an das Bett ihres Kindes und ergriff die Hand des Besinnungslosen.

Die Blicke der Mutter saßen sich an den edlen feingeformten Zügen fest. In diesem Augenblicke fiel aller eigene Jammer von der Frau ab, nur der eine brennende Wunsch beherrschte ihr Herz, der Wunsch, ihrem Kinde noch etwas zuzuleben zu tun um jeden, aber auch jeden Preis.

Fast schien es indessen, als wollte der Totwunde schlafend in die Ewigkeit hinübergehen. Doch nein, er öffnete noch einmal die Augen, klare, dunkelbraune Augen.

„Mutter,“ kam es schwach über die bleichen Lippen, die ein leises Lächeln umspielte. „Bruno.“

Da legte die Oberstin ihre beiden Hände an die Wangen des Sohnes.

„Junge, mein Junge, wünschtest Du etwas? Was kann ich — —?“

Um den Mund des jungen Kriegers suchte es, als ob er antworten wollte, aber während das Lächeln blieb, irrten die Blicke schon ins Wesenlose.

Jedoch noch einmal leuchtete es in den Augen auf und deutlich, wie von weit her, kamen die Worte: „Deutschland — Der Sieg wird unser — aber alle, alle —“ leicht bäumte sich der Körper auf, „alle müssen — —“

„Gnädige Frau, wollen Sie Ihrem Sohne selbst die Augen zudrücken?“ fragte nach mehreren Minuten die Diaconissin leise.

Stumm verrichtete die Mutter das letzte Liebeswerk. Unbeholfen in seinem Schmerz und seinem Bedürfnis zu trösten, streichelte Bruno die Hand der Mutter.

„Ich bleib Dir ja, sieh, ich will ja nicht —“

Langsam wandte sich die Oberstin um und einen Blick wunderbar ernst und seelengroß richtete sie auf ihren Sohn.

„Alle müssen sie, alle. Hast Du es nicht gehört, Bruno? Geh mit Gott, mein Jüngster, mein Bester. Er erhalte Dich mir.“ — — —

Auf die Felleinen des vorgehobenen Feldlazarett peitschte der Sturm den Regen. Doch wird das Unwetter überhört durch das Donnern der Geschütze. Die Schlacht ist in Gange.

In seinem Summrode steht der härtige Stabsarzt des Bandwagens, bereit seines Amtes zu walten.

Da, der erste Verwundete, zwei Krankenträger bringen ihn, sitzend auf seinem Gewehr. „Hinauf auf den Tisch, aufgeschritten das Hosenbein. — Fleischwunde, Sergeant, mache Sie das.“



Uebung im Conzertfechten bei der deutschen Kavallerie. Nach einer Skizze von E. Hofang gezeichnet von O. Gerlach.

Schon kommt der nächste. „Ist schon schwerer, Granatsplitter im Kopf. Binzette her. — Hat Blut gehabt, der Kerl, diesen Schädel —“

Mehr und immer mehr Verwundete werden gebracht. Der Stabsarzt arbeitet, daß ihm der Schweiß auf der Stirne steht. Ein Geruch von Chloroform, Äther und Jodoform erfüllt die Luft und benimmt den Atem.

„Weiter.“ Der Arzt wäscht sich zum fünfzigsten Male die Hände. Als er sich nun umwendet, wird er kreidebleich und stürzt vorwärts zum Operationstisch. Gerade knöpfen die Sanitäter dem blutjungen Leutnant den zerfetzten Uniformrock auf.

Der Doktor greift mit der Hand an seine Stirn. Einen Augenblick stiert er fassungslos auf den starren Körper. „Meiner,“ flüstert er, dann gibt er sich einen Ruck. Nur einen Blick wirft er auf die schreckliche Wunde.

„Zudehen.“ Geister stößt er es hervor. „Drüben in die Ecke. Bescheid sagen, wenn es vorbei ist. Na, auf was wartet Ihr noch? Den Nächsten.“

Weiter geht die furchtbare Arbeit.

„Herr Stabsarzt, der Leutnant ist gestorben,“ meldet nach einer halben Stunde ein Sanitätsunteroffizier.

„Es . . . es ist gut. Geben Sie mir das große Skalpell dort — — so.“

Gescheitert.

Roman von Viktor Gelling.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Ja,“ fuhr die Hausfrau fort, „Frau von Reichenhausen ist das belebende Element von Neuburg. Die reißt alle mit sich, wenn sie in Gesellschaft ist.“

„Kokett ist sie,“ setzte Herr von Hartmann hinzu. „Das ist eins von den „Weiblein“, von denen ich Ihnen vorhin sprach, Herr Müllers. Bei der findet der Mensch erst Gnade, wenn er Marquis ist!“

„Aber, Potbar!“

„Puttchen“ machte sich ans Abräumen.

Die Sonne stand schon hoch, als Müllers sich von seinen liebenwürdigen Seeburgern verabschiedete.

7.

Gog von Reichenhausen aß mit im Kasino.

„Ich wollte mich nicht rar machen, Kinder!“ sagte er zu den Jüngeren.

„Wollen Sie ein Glas Wein mit mir trinken, Reichenhausen?“ fragte ihn Brandenburg.

„Lieber Charlie — zu viel der Ehre!“

Man setzte sich.

„Deef ist auf der Jagd. Ich übernehme somit als Mitglied des Kasino directoire das Präsidium,“ erklärte Brandenburg. „Sie sind hoffentlich nicht böse, daß Deef mit seinem ewig sauren Gesicht mal nicht zugegen ist.“

„Er ist tatsächlich einer der hervorragenden Vertreter der alkalischen Säuerlinge,“ sagte Fedor. „Liegend aufzube-wahren!“

Man lachte. Brittwitz rief: „Pst — pst!“ In der Tür erschien Oberleutnant Müllers. Er verbeugte sich und ging mit wenigen Schritten zum Tischvorstand.

„Vergeßung wegen der Verspätung — ich war dienstlich verhindert.“

Da schon die Suppe aufgetragen wurde und alle anderen Tischteilnehmer bereits Platz genommen hatten, mußte Müllers am unteren Ende der Tafel, neben den Fahnenjüngern Pullmann und Spinner, Platz nehmen. Die Jünger hatten gestern eine Besichtigung vor den Augen des Regimentskommandeurs gehabt und dabei gut abgezeichnet. Heute waren sie durch Regimentsbefehl zu Gefreiten befördert worden und hatten somit — wie sie ein um das andere Mal, bald von diesem und bald von jenem, zu hören bekamen — den höchsten Grad der Gemeinheit erreicht.

Das Kasino war so alt wie das Dragonerregiment „Graf Schütz“, seit es in Neuburg garnisonierte, und das war nun schon nahezu dreißig Jahre her. Man sah es der Einrichtung an, daß das Regiment zu den ältesten und erlesensten der Armee zählte. Breite Goldrahmen liefen um die Ölgemälde, welche die großen Flächen der Wände deckten. Die Darstellungen führten bald in den Krieg von 1870, bald in das Jahr 1866, wo von Neuburg aus eine der drei preussischen Heereskolonnen siegreich auf Königgrätz losmarschiert war, bald wieder in die schlesischen Kriege, die der große Friedrich geführt hatte. Ueberall, zwischen den dichtgedrängten Gegnern, glänzten die stolzen Reiter und Rösser des Regiments, hier auf Vedette, dort als kühne Patrouilleure, dort in blutreicher, rühmlicher Attacke.

Auch die Porträts der Regimentschefs und der jeweiligen Kommandeure — einer stattlichen Zahl — waren, entgegen der Gepflogenheit minder feudaler Kasinos, in Oel ausgeführt, und die vielen alteinsachen Wappen auf den übrigen freien Plätzen der Wände dieses Speisesaales legten Zeugnis dafür ab, daß niemals früher mit der Tradition, hier nur dem alten, erbgerechten Adel eine Heimstätte zu bauen, gebrochen worden war.

Silber, Kristall und Meißener Porzellan deckte die Tafel. Das Gewächshaus des Regiments, das an einem Ende des Kasino Gartens stand, lieferte die Blumen, die nie als mittäglicher Tafelschmuck fehlten.

Neben Charlie Brandenburg, dem Adjutanten, und Gog von Reichenhausen saßen die Leutnants des Regiments: Zellwisch, Lipinsky, Graf Troß, Graf Urenburg und „die beiden Wellensittiche“ Leinsdorf und Brittwitz. Dann folgten der Vizewachtmeister der Reserve Graf Vorstorff-Schloßfitten, der Oberarzt der Reserve Dühringer und die Fahnenjunker. Mehr als zehn bis zwölf Herren waren es selten, die am gewöhnlichen Mittagstisch teilnahmen. Von Zeit zu Zeit stellte sich noch der Assessor des Landrats ein, ein Herr von Berlstedt — aber der war jetzt auf Musterungsgeschäften.

Gäste hatte der Mittagstisch in der Woche selten. Diese erschienen zu den Regimentsabenden im Winter, zu den „grünen Essen“, den Jagddienern, die als Liebesmahl etwa alle zwei Monate gefeiert wurden. Bei solchen Anlässen war dann in der Regel der ganze umwohnende Adel zugegen, die Ritter von Ar und Galm. In der Woche aber ging es einfach her. Deef, als Kasinovorstand, verwöhnte die Herren nicht. Es gab eine Suppe und zwei Gänge, hinterher Kaffee oder Pudding. In knapp dreiviertel Stunden war abserviert.

Die Unterhaltung war in der Regel keine übermäßig laute. Zuweilen brachte der Sekt etwas Stimmung. Nur „die beiden Wellensittiche“, diese bildhübschen jungen Däse des Regiments, die erst im Sommer des letzten Jahres die Epau-letten bekommen hatten und die immer zusammenstreckten, immer voll Heimplücken, immer voll Redereien, sicherten mitunter wie zwei Vackfische. Beide standen sie im stattlichen Alter von neunzehn Jahren.

„Werden wir uns in Seeburg zu dem Fest Chompêtre sehen?“ fragte Udo Charlie Brandenburg seinen Nachbar.

„Ich hatte keinen Grund, abzusagen,“ antwortete Fedor. „Die Deutschen sind ja schließlich ganz possierlich, und da das gesamte Regiment dort verkehrt, schwimme ich gern mit dem Strom. Die Tochter ist ja allerdings noch nicht ganz flügge.“

„Sie ist ein Jahr lang in Pension gewesen, sonst niemals aus Seeburg herausgekommen. Eine Großstadt wie Breslau kennt sie nur vom Hörensagen. Das Mädel müßte noch mit unseren beiden Sittichen auf der Schulbank sitzen.“

Leinsdorf räusperte sich.

„Na, erlauben Sie mal, Brandenburg! Das haben Sie sich wohl nicht richtig überlegt —“

„Das werden Sie zurücknehmen, hoher Herr!“ setzte Brittwitz hinzu.

„Fällt mir gar nicht im Traume ein. Und übelnehmen gibt's überhaupt nicht. Prost, meine Herren Resthäkchen!“

Nach einer Weile fuhr der Regimentsadjutant fort: „Es blüht Ihnen übrigens eine Ueberraschung, Reichenhausen! Sie werden endlich Frau Asta Felsen kennen lernen. Sie kommt mit ihrer Schwester, die ebenso eine kleine Krabbelpuppe ist wie Puttchen Hartmann, nach Seeburg.“

„Sie scheinen sich ja ordentlich was von dem Fest zu versprechen,“ sagte Fedor.

„Wie man's nimmt. Ihre Kusine kommt doch auch — wie?“

Fedor suchte mit den Achseln.

„Habe keine Ahnung!“

„Und dabei stecken Sie doch den ganzen Tag bei Ihren Verwandten.“

„Das ist zu viel behauptet. Ich pflege für gewöhnlich bei dem charmanten Herrn Goldammer im Hotel zu essen. An der Küche ist wirklich nichts zu tadeln.“

„Ja, das muß man sagen, dieser Goldammer legt sein Herz in seine Küche. Er ist nicht umsonst Hofkoch beim Fürsten von Putbus gewesen.“

„Solche Leute kann man immer brauchen.“

Die Tischordnung reichte zu der Fleischspeise Kartoffeln herum.

„Danke!“ sagte Fedor abwehrend. „Kartoffeln esse erst in Amerika.“

Man lachte. Tellwitz erzählte von einem amerikanischen Hotel, in dem sämtliche Angestellte, vom Direktor bis zum Ausbalkellner, ehemalige deutsche Offiziere seien.

„Man hat mir die besten Namen genannt,“ setzte er hinzu.

„Also vollkommen standesgemäß.“

„Die Hauptsache ist immer, daß man in seinem Kreise bleibt.“

Leutnant Graf Troß fügte seinerseits hinzu, ihm sei ein Graf, ein richtiger Graf Siersdorf genannt worden, der sei als „Ober“ in einem New Yorker Volkskaffeehaus tätig. Ein früherer Kamerad habe ihn in dieser Kaskemme einmal aufgesucht und ihm Vorhaltungen gemacht, daß man doch unmöglich in einem solchen schmierigen Lokal essen könne. „Essen allerdings nicht,“ hatte Siersdorf geantwortet, „aber verdienen!“ Tatsächlich habe dieser Graf Siersdorf dann nach beendeter Geschäftszeit mit seinem alten Kameraden in einem erstklassigen Hotel New Yorks zur Nacht gespeist.

„Eine Geschichte, die sich hören läßt,“ meinte Fedor. „An dem Manne ist nichts auszusetzen, und se non vero —“

Brandenberg hatte Seft anfahren lassen.

„Es ist deutscher,“ sagte er ziemlich laut.

Bernhard Müllers merkte die Anspielung. Sie war ihm nicht mehr neu. Aber er ließ sich nicht mehr aus der Ruhe bringen.

„Hat sich eigentlich nun Ihr Vetter von der königlichen Zweiten,“ lenkte Leutnant Lipinsky das Gespräch ab, „dazu überreden lassen, auf Urlaub zu gehen?“

„Nein, keineswegs. Der ist nu mal vom Soldaten gebissen. Dem hilft kein Gott!“

„Und dabei hat sich der Stabsarzt den Mund in Fransen geredet.“

„Ein blinder Hesse merkt ja, daß er sich mit seiner Diensthuberei kaputt macht. Schließlich ist er doch kein Jüngling mehr.“

„Sie müssen das mal Ihrer Frau Rufine klar machen.“

„Was?“

„Nun — daß er ausspannen muß! Wir haben ja bereits ein trauriges Exempel in dieser Hinsicht erlebt. Beim seligen Felsen fing's genau so an —“

„Haus Hofmeister, die Richter!“ rief Brandenberg.

Bernhard Müllers stand auf und ging ins Nebenzimmer. Eine Ordonnanz brachte ihm die Abendzeitungen.

Im Speisesaale wurden Riköre und Zigarren herumgereicht.

„Wenn dieser Feldbombist doch wenigstens spielen wollte,“ sagte Troß, als Müllers draußen war. „Er soll ziemlich warm angezogen sein.“ Troß machte die Bewegung des Geldzählens. „Ich glaube, es spielt sich auch ganz gemütlich wenn wir unter uns sind.“

„Ich habe nichts dagegen.“

„Machen Sie im Spielzimmer Licht, Ordonnanz!“

„Zu Befehl, Herr Graf!“

Eine Viertelstunde später saßen die Herren bei einer Partie Quinze.

8.

Die Eskadrons rückten zum Parademarsch zusammen. Sie hatten eine heiße Attade hinter sich. Jetzt gab es noch eine Pause. Die Dragoner sahen ab. Alle Gesichter waren gebräunt. Jenseits des Exerzierplatzes, nach Wohlau zu, dehnten sich wogende Weizenfelder. Der Sommer war mit Macht gekommen. Die Ausläufer des Riesengebirges prangten im dichten Laubschmuck.

Die beiden Wellensittiche oder, wie sie sich selbst zu bezeichnen pflegten, „Seiner Majestät schönste und schneidigste Reiterleutnants“, Brittwitz und Reinsdorf, hatten den Helm abgeworfen und ließen sich im Grose, der eine rüchlings, der andere der Länge nach auf dem Bauche ausgestreckt, von der Sonne bescheinen.

„Hast Du noch einen Tropfen zu trinken mit, Gusti?“ fragte Reinsdorf. „Mir ist die Kehle miserabel ausgetrocknet.“

„Brittwitz nicht.“

„Glück muß der junge Mann haben — ich habe tatsächlich eine halbe Rotzbon in der Satteltasche. Geh hin, mein Sohn, und hole sie.“

Reinsdorf rief nach dem Dragoner Meyer 8.

Er war viel zu faul, aufzustehen. Erst als der Burfche mit dem Fläschchen wiederkam, richtete er sich auf, und als er getrunken hatte, sagte er: „So, alter Bey, nun bin ich wieder Mensch!“

„Böhingegen Du gestern nacht erklärtest, Du fühltest Dich wie ein Gott.“

„War auch sol — Oder sag, hast Du Dich nicht selbst pompos amüsiert? Diese kleine Sifter von Madame Felsen war doch entzündend!“

„Fech ist sie.“

„Das liebe ich. Ich bitte Dich: sie ist doch erst siebzehn! Ein süßer Rader — wie?“

„Kann sein. Ich habe mich mit Elisabeth von Hartmann sehr gut unterhalten.“

„Mit Puttchen? Richtig! Ihr zwei steckt ja den ganzen Abend zusammen. Das fiel direkt auf.“

„Goffentlich hast Du nichts dagegen —“

„Ich denke nicht daran — ich meine nur. Ich sah Dich mit heißen, roten Wangen und ewig fidel, übrigens vergnügt ist die Suse Röchling auch, das muß man sagen. Man ist gleich so bekannt mit ihr, als ob man schon seit Jahren mit ihr zusammen wäre. Da ist nichts Steifes, Zeremonielles, Konventionelles.“

„Man muß es den alten Hartmanns lassen, sie verstehen es, ein nettes Gartenfest zu arrangieren.“

„Es ist aber auch ein ausgesucht schöner Besitz, bester Gusti. Wer sich da einmal hineinsetzt —“

„Und dieser Besitz hat einst meiner Familie gehört!“

„Ja, das ist das Los der Welt und dabei in diesem Falle noch Glück im Unglück. Deprimierender wäre doch entschieden, wenn irgend so'n reichgewordener Bankier auf der Klische läge.“

„Sehr richtig! Man hat ja leider Exempel von Beispielen.“

Reinsdorf zog sein Zigarettenetui und hielt es dem Kameraden hin. Dann sagte er: „Du — weicht Du, Gusti, was ich glaube?“

„Nun?“

„Ich glaube allen Ernstes — und meine Beobachtungen haben gestern auf dem Feste in Seeburg ihre Bestätigung gefunden — unser Oberleutnant Goh und seine schöne Rufine sind ineinander verliebt!“

„Teufel auch! Gilda Reichenhausen, meinst Du? Unsere beaute par excellence? Und mit ihrem Vetter? Woher hast Du denn das?“

„Zedenfalls hab' ich mir's nicht aus den Fingern gezogen. Gewisse Bemerkungen hat man ja schon immer gemacht. Goh verkehrt — ich möchte sagen — Tag und Nacht bei dem Rittmeister.“

„Mein Gott! Sie sind doch Verwandte! Und dann ist doch schließlich die Auswahl, wie man in Neuburg standesgemäß verkehren kann, nicht übermäßig groß.“

„Wena auch! Die Sache liegt entschieden tiefer. Du hättest die beiden nur mal beobachten sollen, wie Suse Röchling und ich das getan haben. Mit solchen Augen sehen nur Verliebte sich an.“

„Ihr seid ja ganz gefährliche Espione —“

„Man merkte den beiden an, daß sie nicht sonderlich böse waren, daß der gute Rittmeister nicht von der Partie sein konnte. Ich habe den Reichenhausenschen Wagen unterwegs mit meinem Dogcart überholt, und da habe ich gesehen —“

„Was hast Du gesehen?“

„Daß die beiden, Goh und die schöne Rittmeisterin, erschrocken auseinanderfuhren. Sie hatte sich an ihn gelehnt. Sie waren beide sehr verlegen. Dies entre nous, wenn ich bitten darf.“

„Selbstredend! Hätte ich nie gedacht. Is ja aber auch möglich, daß Du Dich getäuscht hast.“

„Und nach Tisch war ich unbelauscht Zeuge einer Art Eifersuchtszene —“

„Alle Wetter! Wenn man eifersüchtig ist, dann ist es faul.“

„Sage ich auch. Die schöne Gilda wurde von unserem Artilleristen geführt, Goh führte Asta von Felsen. Und dieser, obwohl sie sich ja gleich nach dem Essen zurückzog, hatte Goh bei der Tafel offenbar zu sehr den Hof gemacht. Ich habe konstatiert, daß die schöne Reichenhausen Tränen in den Augen hatte —“

„Und Goh?“ fragte Brittwitz.

(Fortsetzung folgt.)

